

Marcus Steinbrenner:

Kleine Sammlung von Humboldt-Zitaten zur Sprache

Hier handelt es sich um eine Sammlung von Zitaten und Textstellen von Wilhelm von Humboldt zum Thema „Sprache“. Humboldts Sprache selbst ist dabei bemerkenswert – so versucht er sich dem Phänomen Sprache u. a. mit Metaphern anzunähern. Außerdem weisen seine Überlegungen stellenweise eine große Nähe zu modernen Sprachtheorien und zum Dekonstruktivismus auf.

Das Projekt ist in Arbeit und wird noch erweitert. Ich freue mich über Ergänzungen, Vorschläge und ggf. Korrekturen!

Zitiert wird nach:

Humboldt, Wilhelm von (1903-1936): Gesammelte Schriften. Hg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Berlin: Behr [=HGS]

„Der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung“

Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens, und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund, und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten. Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen, und unabhängig von ihnen, in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege, nähern. Gerade da, wo die Forschung die höchsten und tiefsten Punkte berührt, findet sich der von jeder besonderen Eigenthümlichkeit am leichtesten zu trennende mechanische und logische Verstandesgebrauch am Ende seiner Wirksamkeit, und es tritt ein Verfahren der inneren Wahrnehmung und Schöpfung ein, von dem bloss soviel deutlich wird, dass die objective Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjectiven Individualität hervorgeht. Dies ist nur mit und durch Sprache möglich. Die Sprache aber ist, als ein Werk der Nation, und der Vorzeit, für den Menschen etwas Fremdes; er ist dadurch auf der einen Seite gebunden, aber auf der andren durch das von allen früheren Geschlechtern in sie Gelegte bereichert, erkräftigt, und angeregt.

(HGS, Bd. 4, S. 27 – Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung, 1820)

Das Sprachstudium und einseitige „Vorstellungen“ von Sprache

Wenn schon die Schilderung des Charakters eines Individuums oder gar einer Nation in Verlegenheit setzt, so thut dies noch mehr die des Charakters einer Sprache. Wer sie jemals versucht hat, wird bald inne werden, dass, wenn er etwas Allgemeines zu sagen im Begriff ist, er unbestimmt wird, und wenn er ins Einzelne eingehen will, die festen Gestalten ihm entschlüpfen, so wie eine Wolke, welche den Gipfel eines Berges deckt, wohl von fern eine feste Gestalt zeigt, aber in Nebel zerfließt, so wie man in dieselbe hineintritt. Es wird daher, um diese Schwierigkeit dennoch glücklich zu überwinden, nothwendig seyn, uns in eine ausführliche Abschweifung über Sprache überhaupt und die Möglichkeit der Verschiedenheit einzelner einzulassen.

Den nachtheiligsten Einfluss auf die interessante Behandlung jedes Sprachstudiums hat die beschränkte Vorstellung ausgeübt, dass die Sprache durch Convention entstanden, und das Wort nichts als Zeichen einer unabhängig von ihm vorhandenen Sache, oder eines eben solchen Begriffs ist. Diese bis auf einen gewissen Punkt freilich unläugbar richtige, aber weiter hinaus auch durchaus falsche Ansicht tödtet, sobald sie herrschend zu werden anfängt, allen Geist und verbannt alles Leben, und ihr dankt man die so häufig wiederholten Gemeinplätze: dass das Sprachstudium entweder nur zu äusseren Zwecken, oder zu gelegentlicher Entwicklung noch ungeübter Kräfte nothwendig; dass die beste Methode die am kürzesten zu dem mechanischen Verstehen und Gebrauchen einer Sprache führende; dass jede Sprache,

wenn man sich ihrer nur recht zu bedienen weiss, ungefähr gleich gut ist; dass es besser sein würde, wenn alle Nationen sich nur über den Gebrauch einer und ebenderselben verstünden, und was es noch sonst für Vorurtheile dieser Art geben mag.

Genauer untersucht zeigt sich nun aber von allem diesem das gerade Gegentheil.

Das Wort ist freilich insofern ein Zeichen, als es für eine Sache oder einen Begriff gebraucht wird, aber nach der Art seiner Bildung und seiner Wirkung ist es ein eignes und selbstständiges Wesen, ein Individuum, die Summe aller Wörter, die Sprache, ist eine Welt, die zwischen der erscheinenden ausser, und der wirkenden in uns in der Mitte liegt; sie beruht freilich auf Convention, insofern sich alle Glieder eines Stammes verstehen, aber die einzelnen Wörter sind zuerst aus dem natürlichen Gefühl des Sprechenden gebildet, und durch das ähnliche natürliche Gefühl des Hörenden verstanden worden; das Sprachstudium lehrt daher, außer dem Gebrauch der Sprache selbst, noch die Analogie zwischen dem Menschen und der Welt im allgemeinen und jeder Nation insbesondere, die sich in der Sprache ausdrückt, und da der in der Welt sich offenbarende Geist durch keine gegebene Menge von Ansichten erschöpfend erkannt werden kann, sondern jede neue immer etwas Neues entdeckt, so wäre es vielmehr gut die verschiedenen Sprachen so sehr zu vervielfältigen, als es immer die Zahl der den Erdboden bewohnenden Menschen erlaubt.

(HGS, Bd. 3, S. 166ff. – Latium und Hellas oder Betrachtungen über das classische Alterthum, 1806)

Sprache als Austauschmittel zu gegenseitigem Verständnis – Sprache als Weltansicht

Wenn eine Sprache bloss und ausschliesslich zu den Alltagsbedürfnissen des Lebens gebraucht würde, so gälten die Worte bloss als Repräsentanten des auszudrückenden Entschlusses oder Begehrens und es wäre von einer inneren, die Möglichkeit einer Verschiedenheit zulassenden Auffassung gar nicht in ihr die Rede. Die materielle Sache oder Handlung träte in der Vorstellung des Sprechenden und Erwiedernden sogleich und unmittelbar an die Stelle des Wortes. Eine solche wirkliche Sprache kann es nun glücklicherweise unter immer doch denkenden und empfindenden Menschen nicht geben.

[...] Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, dass die Sprache nicht bloss ein Austauschmittel zu gegenseitigem Verständnis, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muss, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und in sie zu legen.

Wo ein solches Zusammenwirken der in bestimmte Laute eingeschlossenen Sprache und der ihrer Natur nach immer weiter greifenden inneren Auffassung lebendig ist, da betrachtet der Geist die Sprache, wie sie denn in der That in ewiger Schöpfung begriffen ist, nicht als geschlossen, sondern strebt unaufhörlich, Neues zuzuführen, um es, an sie geheftet, wieder auf sich zurückwirken zu lassen. Dies setzt aber ein Zwifaches voraus, ein Gefühl, dass es etwas giebt, das die Sprache nicht unmittelbar enthält, sondern der Geist, von ihr angeregt, ergänzen muss, und den Trieb, wiederum alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen. Beides entquillt der lebendigen Überzeugung, dass das Wesen des Menschen Ahndung eines Gebietes besitzt, welches über die Sprache hinausgeht und das durch die Sprache eigentlich beschränkt wird, dass aber wiederum sie das einzige Mittel ist, dies Gebiet zu erforschen und zu befruchten [...].

(HGS, Bd. 7, S. 175ff. – Kawi-Einleitung, Charakter der Sprachen, 1836-39)

Sprache „selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia).“

Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische seyn. Sie [die

Sprache] ist nemlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen.
(HGS, Bd. 7, S. 45f. – Kawi-Einleitung, 1836-39)

„Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken.“

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich und gewissermaßen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich voneinander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur.
(HGS, Bd. 7, S. 53 – Kawi-Einleitung, 1836-39)

Der unabänderliche Dualismus im Wesen der Sprache

Es liegt aber in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus, und die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede und Erwiederung bedingt. Schon das Denken ist wesentlich von Neigung zu gesellschaftlichem Daseyn begleitet, und der Mensch sehnt sich, abgesehen von allen körperlichen und Empfindungs-Beziehungen, auch zum Behuf seines blossen Denkens nach einem dem *Ich* entsprechenden *Du*, der Begriff scheint ihm erst seine Bestimmtheit und Gewissheit durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft zu erreichen. Er wird erzeugt, indem er sich aus der bewegten Masse des Vorstellens losreißt, und, dem Subject gegenüber zum Object bildet. Die Objectivität erscheint aber noch vollendeter, wenn diese Spaltung nicht in dem Subject allein vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich ausser sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist. Zwischen Denkkraft und Denkkraft aber giebt es keine andre Vermittlerin, als die Sprache.

Das Wort an sich selbst ist kein Gegenstand, vielmehr, den Gegenständen gegenüber, etwas Subjectives, dennoch soll es im Geiste des Denkenden zum Object, von ihm erzeugt und auf ihn zurückwirkend werden. Es bleibt zwischen dem Wort und seinem Gegenstande eine so befremdende Kluft, das Wort gleicht, allein im Einzelnen geboren, so sehr einem blossen Scheinobject, die Sprache kann auch nicht vom Einzelnen, sie kann nur gesellschaftlich, nur indem an einen gewagten Versuch ein neuer sich anknüpft, zur Wirklichkeit gebracht werden. Das Wort muss also Wesenheit, die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen. Diesen Urtypus aller Sprachen drückt das Pronomen durch die Unterscheidung der zweiten Person von der dritten aus. *Ich* und *Er* sind wirklich verschiedene Gegenstände, und mit ihnen ist eigentlich Alles erschöpft, denn sie heissen mit andren Worten *Ich* und *Nicht-ich*. *Du* aber ist ein dem *Ich* gegenübergestelltes *Er*. Indem *Ich* und *Er* auf innerer und äusserer Wahrnehmung beruhen, liegt in dem *Du* Spontaneität der Wahl. Es ist auch ein *Nicht-ich*, aber nicht, wie das *Er*, in der Sphäre aller Wesen, sondern in einer andren, in der eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns.

(HGS, Bd. 6, S. 26 – Über den Dualis, 1827)

Über den Zusammenhang von Denken und Sprechen

Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object. Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein bloß empfangendes Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne muß sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reißt sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt, als solches aufs neue wahrgenommenen, in jene zurück. Hierzu ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniß desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird

also in wirkliche Objectivität hinübersetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden. Dies vermag nur die Sprache; und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken, unmöglich. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat. Denn die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt. Der Subjectivität aber wird nichts geraubt, da der Mensch sich immer Eins mit dem Menschen fühlt; ja auch sie wird verstärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschließend Einem Subject angehört. Indem sie in andere übergeht, schließt sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die andren in sich tragende Modification besitzt. Je größer und bewegter das gesellige Zusammenwirken auf eine Sprache ist, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen. Was die Sprache in dem einfachen Acte der Gedankenerzeugung nothwendig macht, das wiederholt sich auch unaufhörlich im geistigen Leben des Menschen; die gesellige Mittheilung durch Sprache gewährt ihm Überzeugung und Anregung. Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiednes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedne erhält sie einen Prüfstein der Wesenheit ihrer innren Erzeugungen. Obgleich der Erkenntnissgrund der Wahrheit, des unbedingten Festen, für den Menschen nur in seinem Inneren liegen kann, so ist das Anringen seines geistigen Strebens an sie immer von Gefahren der Täuschung umgeben. Klar und unmittelbar nur seine veränderliche Beschränktheit fühlend, muß er sie sogar als etwas außer ihm Liegendes ansehen; und eines der mächtigsten Mittel, ihr nahe zu kommen, seinen Abstand von ihr zu messen, ist die gesellige Mittheilung mit Andren. Alles Sprechen, von dem einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einzeln Empfundnen an die gemeinsame Natur der Menschheit.

(HGS, Bd. 7, S. 55f. – Kawi-Einleitung, 1836-39)

Schrift und Sprache

Allein das tönende Wort ist gleichsam eine Verkörperung der Gedanken, die Schrift eine des Tons. Ihre allgemeinste Wirkung ist, dass sie die Sprache fest heftet, und dadurch ein ganz andres Nachdenken über dieselbe möglich macht, als wenn das verhallende Wort bloss im Gedächtniss eine bleibende Stätte findet.

(HGS, Bd. 5, S. 109 – Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau, 1824)

Die feinere Bearbeitung der Sprache aber, für welche der Gebrauch der Schrift eigentlich erst den Anfangspunkt bezeichnet, ist gerade die wichtigste, und unterscheidet, an sich und in ihrer Wirkung auf die Nationalbildung, die Eigentümlichkeit der Sprachen bei weitem mehr, als der gröbere, ursprüngliche Bau. Die Eigenthümlichkeit der Sprache besteht darin, dass sie, vermittelnd, zwischen dem Menschen und den äussern Gegenständen eine Gedankenwelt an Töne heftet.

(HGS, Bd. 5, S. 110 – Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau, 1824)

Das alphabetische Lesen und Schreiben [...] nöthigt in jedem Augenblick zum Anerkennen der zugleich dem Ohr und dem Auge fühlbaren Lautelemente, und gewöhnt an die leichte Trennung und Zusammensetzung derselben; [...] reinere Aussprache, die feine Ausbildung des Ohrs und der Sprachwerkzeuge ist schon an sich, und in ihrer Wirkung auch auf das Innre der Sprache von der äussersten Wichtigkeit; die Absonderung der Lautelemente übt aber auch einen noch tiefer in das Wesen der Sprache eingehenden Einfluss aus. Sie führt nemlich der Seele die Articulation der Töne vor, indem sie die articulirten Töne vereinzelt und bezeichnet. Die

alphabetische Schrift thut dies klarer und anschaulicher, als es auf irgend einem andren Wege geschehen könnte, und man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, dass durch das Alphabet einem Volke eine ganz neu Einsicht in die Natur der Sprache aufgeht.

(HGS, Bd. 5, S. 115f. – Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau, 1824)

Das Erlernen einer fremden Sprache

Durch denselben Act, vermöge welches der Mensch die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede Sprache zieht um die Nation, welcher sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren Sprache hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache, auf die richtige Art benutzt, ist daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht, da jede das ganze Gewebe der Begriffe und der Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält.

(HGS, Bd. 5, S. 387f. – Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus, 1824-26)

Die „Volkssprache“ und die „Sprache der Gebildeten“

Die Sprache trägt immer den Hauch ihres in ihren Schicksalen im wirklichen Sprechen erfahrenen Lebens an sich. Die mehr zum Anschauen, Empfinden und Handeln gebrauchte, an kräftigere Gedanken, Phantasieen, Gefühle, Leidenschaften öfter geknüpft gewinnt eben dadurch und bewahrt mehr nährende und entzündende Kraft, als eine nur an schwach aufwallende oder gleich gezügelte und beschränkte gebundene, meistens im Gebrauche bloss aufhellenden und ordnenden Verstandes befangene. Die Quelle dieser Kraft, Frische und Lebendigkeit der Sprachen kann daher in den Nationen nicht in den gebildeten Classen, insofern sie dem Volke entgegenstehen, gesucht werden. Sie gehören dem Volke und jenen Classen, insofern sie Eins mit ihm ausmachen, oder jene Kraft, neben der Bildung, in sich erhalten, an. Ihrer Natur nach schwächt die Bildung dieselbe, und dann ist, um sie in der Sprache nicht sinken zu lassen, rege und lebendige Gemeinschaft der höheren Sprache mit der Volkssprache nöthig. Conventiöner Zwang, einseitigere Verstandesbeschäftigung und weniger unmittelbare mit der Natur bringen dies hervor. Am nachtheiligsten wirkt es auf die höhere Gesellschaftssprache, und es ist daher immer schlimm, wenn diese vorherrschenden Einfluss auf die Schriftsprache hat oder im Moment der schönsten Literatur gehabt hat. Der günstige Fall ist allemal der umgekehrte. Allein auch den wahren Sprachsinne, die durch die Worte und Wendungen gehende Analogie, ob sie gleich nicht zum deutlichen Bewusstseyn kommt, den Sinn, in dem Worte mehr als blossen Schall oder kalten Begriff zu finden, bewahrt das Volk treuer und besser, als dies Sache der gebildeten Stände ist. Bei wenig geflissentlicher Beschäftigung mit Gegenständen des Nachdenkens geht dem Volke das wahre Licht über die Begriffe oft erst in der Wortform auf, und so viele Wortspiele und sprichwörtliche Redensarten im Munde des Volks beweisen klar, wie es in der Wortbekleidung selbst einem tieferen Sinne nachspürt. Dies liegt, wie es mir scheint, darin, dass die Sprache auf das Volk mehr in ihrer geschlossenen Gesamtheit wirkt, und der Sinn des Volks, gerade weil er mehr fühlt, als zergliedert, für diese Wirkung empfänglicher ist. Die sogenannte gebildete Sprache ist eine nach absichtlichem Gebrauch gespaltne, gereinigte, also verarmte, in ihrem Zusammenhange zerrissene. Dies zeigt die Vergleichung jedes für die Schriftsprache bestimmten Wörterbuchs mit dem wahren, aus andren Hülfsmitteln bekannten Sprachschätze. Der Sprachforscher muss immer über die Schrift- und Gesellschaftssprache hinausgehn. Die Verstandesbildung wird immer einigermassen auf Kosten des unentwickelten Gefühles erworben, und verkennt auf den untersten und mittleren Stufen sogar die Rechte desselben, erst wenn sie zum letzten Ziele durchdringt, verbessert sie diesen zwiefachen Fehler. Die Sprache erfährt aber vorzüglich das Unglück, dass die auf sie gerichtete Bildung meistens nur einseitig ordnend, sichtlich, aufhellend, aber eben dadurch die Fülle, die Kraft, die Wirkung der in ihr liegenden, nie ganz zu entwickelnden Analogie verletzend ist. Der blosser Verstand, nicht der Volkssinn, sträubt sich die Sprache als wesentlich mit dem Menschen verwachsen, als ein nie ganz zu ergründendes Geheimniss zu betrachten, und neigt immer hin, sie nur als einen Inbegriff gesellschaftlich

erfundener, in sich gleichgültiger Zeichen, deren lästiger Verschiedenheit man nun einmal nicht los werden kann, anzusehen. Es ist nicht zu verhindern, dass diese Art der Bildung nicht auch auf das Volk übergeht, der Schulunterricht verbreitet sie absichtlich, bemüht sich das Sprechen zu regeln, die Provincialismen zu vertreiben, theilt sogar theoretische grammatische Begriffe mit. Es würde ein Misgriff seyn, dies zu tadeln. Jede Aufhellung der Begriffe, jede Gewöhnung, alles, was der Mensch thut, der ihm vom Verstande vorgeschriebenen Regel zu unterwerfen, ist wohlthätig und im Entwicklungsgange der Menschheit geboten. Es wäre auch überflüssig, etwas dagegen zu unternehmen. Die grössere Kräftigkeit, der mehr umfassende Reichthum der Volkssprache, die Fülle der Dialecte wären doch solange das ihnen inwohnende Leben währt, und sie über diesen Punkt hinaus erhalten zu wollen, wäre thöricht und unmöglich zugleich. Worauf dagegen allerdings hingearbeitet werden müsste, wäre jene Bildung weniger dürftig und wahrhaft in das Volk eindringender zu machen, den Unterricht von der bloss scheinbar wissenschaftlichen Zurüstung zu befreien, ihn weniger pedantisch puristisch einzurichten, minder auf die Form, die, bei geistloser Behandlung, so leicht zur leeren Hülse wird, als auf den Kern der Sprache, die in den Wörtern liegenden Begriffe, Andeutungen, Bilder zu richten. [...] Wenn nun der Mensch, durch den inneren Drang seines Geistes getrieben, höhere Punkte auf dieser Bahn zu erreichen versucht, so bedarf und gewinnt er durch die sich vor ihm erschliessende Idee eine Kraft, die man allgemein die der Begeisterung nennen kann. Diese lebt in der Philosophie, der Dichtung, der Kunst, so wie in der grossartigen Behandlung jeder Wissenschaft, endlich, wenn sie auch da nicht selbstschaffend ist, in schwächerem oder stärkerem Anklang in jedem, der für diese Bestrebungen Sinn besitzt. Sie kann, wenn auch auf natürlicher genialer Anlage beruhend, doch da wo einmal Scheidung zwischen Volk und höher Gebildeten vorhanden ist, immer von Bildung abhängig, nicht dem Volke, als solchem, angehören, aber der aus ihr hervorgehende Sinn liegt der Sinnesart des Volks näher, als der Manier der auf halbem Bildungswege stehen Gebliebenen. Diese Gattung geistiger Erzeugung bindet sich nun in ihrer Behandlung der Sprache nicht an willkürliche Gesetze und Convenienzen bloss gesellschaftlicher Bildung, geht auf den ganzen Sprachreichthum, die Volkssprache, die alterthümliche zurück, und schafft sich dadurch eine eigne, in welcher Anschauung, Phantasie, Nachdenken und Gefühl sich in Freiheit und Kraft bewegen, [...]. Dieser letzten Stufe bedarf die Sprache allemal zur Vollendung ihrer Ausbildung. Die Erringung dieses Ziels hängt mit der Schrift und der Literatur zusammen. Es fragt sich nur hier, ob sie eine selbstschaffende, oder bloss eine sammelnde, ordnende, nachbildende Literatur, und in welchem Grade beides besitzt? Wie der Geist etwas wahrhaft Neues schafft, muss er mit der Sprache, es auszudrücken, ringen, durch dies Ringen, zu welchem sie ihm selber die Kraft leiht, gewinnt die Sprache, sie kann sogar auf dem intellectuellen Wege nur so und auf keine andre Weise gewinnen. Denn nur so wirkt der Mensch mit einer Kraft auf sie, welche, wie sie selbst, aus seinem Innersten hervorstrahlend, ihm in der Art ihres Wirkens selbst unbekannt ist. In diesem intellectuellen Streben, das sich, so wie einmal das Höchste darin gezeigt ist, absteigend, nie allmählich aufsteigend, in schwächeren Graden weiter verbreitet, geht, wie überhaupt, so ganz besonders für die Sprache, das Wichtigste und Wohlthätigste von der Philosophie und der Dichtung aus.

(HGS, Bd. 6, S. 232ff. – Verschiedenheiten, 1827-29)

Die Literatur im Rahmen des Sprachstudiums

[...] das Studium der Sprachen [kann] nicht von dem ihrer Literaturen getrennt werden, da in Grammatik und Wörterbuch nur ihr todes Gerippe, ihr lebendiger Bau aber nur in ihren Werken sichtbar ist.

(HGS, Bd. 5, S. 33 – Über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache, 1823-1824)

Die Sprache als allgemeines Organ verschiedenster Individualitäten

Ihren Charakter entwickelt die Sprache vorzugsweise in den Perioden ihrer Literatur und in der vorbereitend zu dieser hinführenden. Denn sie zieht sich alsdann mehr von den Alltäglichkeiten des materiellen Lebens zurück und erhebt sich zu reiner Gedankenentwicklung und freier

Darstellung. Es scheint aber wunderbar, dass die Sprachen ausser demjenigen, den ihnen ihr äusserer Organismus giebt, sollten einen eigenthümlichen Charakter besitzen können, da jede bestimmt ist, den verschiedensten Individualitäten zum Werkzeug zu dienen. Denn ohne des Unterschiedes der Geschlechter und des Alters zu gedenken, so umschliesst eine Nation wohl alle Nüancen menschlicher Eigenthümlichkeit. Auch diejenigen, die, von derselben Richtung ausgehend, das gleiche Geschäft treiben, unterscheiden sich in der Art es zu ergreifen und auf sich zurückwirken zu lassen. Diese Verschiedenheit wächst aber noch für die Sprache, da diese in die geheimsten Falten des Geistes und des Gemüthes eingeht. Jeder nun braucht dieselbe zum Ausdruck seiner besondersten Eigenthümlichkeit; denn sie geht immer von dem Einzelnen aus und jeder bedient sich ihrer zunächst nur für sich selbst. Dennoch genügt sie jedem dazu, insofern überhaupt immer dürrig bleibende Worte dem Drange des Ausdrucks der innersten Gefühle zusagen. Es lässt sich auch nicht behaupten, dass die Sprache, als allgemeines Organ, diese Unterschiede mit einander ausgleicht. Sie baut wohl Brücken von einer Individualität zur andren und vermittelt das gegenseitige Verständniss; den Unterschied selbst aber vergrössert sie eher, da sie durch die Verdeutlichung und Verfeinerung der Begriffe klarer ins Bewusstseyn bringt, wie er seine Wurzeln in die ursprüngliche Geistesanlage schlägt. [...]

Untersucht man nun genauer, wie die Sprache diesen Gegensatz vereinigt, so liegt die Möglichkeit, den verschiedensten Individualitäten zum Organe zu dienen, in dem tiefsten Wesen ihrer Natur. Ihr Element, das Wort, bei dem wir der Vereinfachung wegen stehen bleiben können, theilt nicht, wie eine Substanz, etwas schon Hervorgebrachtes mit, enthält auch nicht einen schon geschlossenen Begriff, sondern regt bloss an, diesen mit selbstständiger Kraft, nur auf bestimmte Weise zu bilden. Die Menschen verstehen einander nicht dadurch, dass sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben, auch nicht dadurch, dass sie sich gegenseitig bestimmen, genau und vollständig denselben Begriff hervorzubringen, sondern dadurch, dass sie gegenseitig in einander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen. Nur in diesen Schranken und mit diesen Divergenzen kommen sie auf dasselbe Wort zusammen. Bei der Nennung des gewöhnlichsten Gegenstandes, z.B. eines Pferdes meinen sie alle dasselbe Thier, jeder aber schiebt dem Worte eine andere Vorstellung, sinnlicher oder rationeller, lebendiger, als einer Sache oder näher den todten Zeichen u. s. f. unter. Daher entstehen in der Periode der Sprachbildung in einigen Sprachen die Menge der Ausdrücke für denselben Gegenstand. Es sind ebenso viele Eigenschaften, unter welchen er gedacht worden ist und deren Ausdruck man an seine Stelle gesetzt hat. Wird nun aber auf diese Weise das Glied der Kette, die Taste des Instrumentes berührt, so erzittert das Ganze, und was, als Begriff aus der Seele hervorspringt, steht in Einklang mit allem, was das einzelne Glied bis auf die weiteste Entfernung umgiebt. (HGS, Bd. 7, S. 169ff. – Kawi-Einleitung, Charakter der Sprachen, 1836-39)

In die Bildung und den Gebrauch der Sprache geht aber nothwendig die ganze Art der subjectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objektiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivität beigemischt ist, so kann man, schon unabhängig von der Sprache, jede menschliche Individualität als einen eigenen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache [...].

(HGS, Bd. 7, S. 60 – Kawi-Einleitung, 1836-39)

Individualität des Verstehens – „Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen“

Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit. Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen. In der Art, wie sich die Sprache in jedem Individuum modificiert, offenbart

sich, ihrer im Vorigen dargestellten Macht gegenüber, eine Gewalt des Menschen über sie. Ihre Macht kann man (wenn man den Ausdruck auf geistige Kraft anwenden will) als ein physiologisches Wirken ansehen; die von ihm ausgehende Gewalt ist ein rein dynamisches. In dem auf ihn eingeübten Einfluß liegt die Gesetzmäßigkeit der Sprache und ihrer Formen, in der aus ihm kommenden Rückwirkung ein Princip der Freiheit. Denn es kann im Menschen etwas aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorhergehenden Zuständen aufzufinden vermag; und man würde die Natur der Sprache verkennen, und gerade die geschichtliche Wahrheit ihrer Entstehung und Umänderung verletzen, wenn man die Möglichkeit solcher unerklärlichen Erscheinungen von ihr ausschließen wollte. Ist aber auch die Freiheit an sich unbestimmbar und erklärlich, so lassen sich dennoch vielleicht ihre Grenzen innerhalb eines gewissen ihr allein gewährten Spielraums auffinden; und die Sprachuntersuchung muß die Erscheinung der Freiheit erkennen und ehren, aber auch gleich sorgfältig ihren Grenzen nachspüren.

(HGS, Bd. 7, S. 64f. – Kawi-Einleitung, 1836-39)

Eine Nation hat freilich im Ganzen dieselbe Sprache, allein schon nicht alle ihre Mitglieder ganz dieselbe, und geht man noch weiter in das Feinste über, so besitzt jeder Mensch seine eigne. Keiner denkt bei dem Wort gerade das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wenn man die Sprache mit dem beweglichsten aller Elemente vergleichen will, durch die ganze Sprache. Bei jedem Denken und Empfinden kehrt, vermöge der Einerleiheit der Individualität, dieselbe Verschiedenheit zurück, und bildet eine Masse aus einzeln Unbemerkbarem. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, eine Wahrheit, die man auch im praktischen Leben trefflich benutzen kann, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.

(HGS, Bd. 5, S. 396 – Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus, 1824-26)

[...] das Verstehen ist kein Zusammentreffen der Vorstellungsweisen in einem untheilbaren Punkt, sondern ein Zusammentreffen von Gedankensphären, von welchen der allgemeinere Theil sich deckt, der individuellere überragt. Dadurch wird das geistige Fortschreiten des Menschengeschlechts möglich, indem jede gewonnene Erweiterung des Denkens in den Besitz Anderer übergehen kann, ohne in ihnen der Freiheit Fesseln anzulegen, welche zur Aneignung, und zu neuer Erweiterung nothwendig ist, und indem zugleich die Formen des Denkens, die Sprachen, die Veränderungen erfahren, welche ihnen, wie Allem, was an irdische Erscheinung gebunden ist, in ihrem Entwicklungsgange vorgeschrieben sind. In jeder Bedeutung eines Worts ist also die Aufmerksamkeit darauf zu richten, wie es die individuelle Vorstellungsweise frei lässt und bestimmt [...].

(HGS, Bd. 5, S. 418f. – Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus, 1824-26)

Die Sprache als „ungeheures Gewebe“

Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem andren und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen mag, immer nur einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies aber instinctartig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne nothwendig in Uebereinstimmung stehen muss, im gleichen Augenblick gegenwärtig.

(HGS, Bd. 7, S. 70 – Kawi-Einleitung, 1836-39)